

Der Boxerstil

Zur Genese und Ästhetik agonaler Stilisierungen

STEFAN WELLGRAF

Boxgesten sind an Hauptschulen omnipräsent. Vor allem männliche Jugendliche deuten im Rahmen spielerischer Scheingefechte immer wieder Box- oder Karateschläge an. Die sich zunächst auf einen Sportkontext beziehende Bezeichnung „Boxerstil“ dient mir als Chiffre für einen mit spezifischen Konsum- und Körperpraktiken verbundenen populärkulturellen Stil, der von tradierten Vorstellungen männlicher Härte und dem Motiv des Kämpfens als zentralem Referenzpunkt von Lebenseinstellungen und Weltsichten geprägt ist. In meiner Ethnografie über Berliner Hauptschüler habe ich Boxerposen als eine spezifisch männlich konnotierte Reaktionsweise auf die gesellschaftlich produzierte Verachtung von Hauptschülern vorgestellt und sie als eine widerspruchsvolle Form der Selbstbehauptung gedeutet (Wellgraf 2012).

Basierend auf älteren und neueren Feldforschungen unter Berliner Hauptschülern werde ich hier der Frage nachgehen, wie es zu dieser auffälligen Verbreitung von Boxgesten und Kämpferposen kommt und wie sich diese analytisch erfassen lässt? Um dieser Fragestellung nachzugehen, schildere ich zunächst die Gründe für die Affinität vieler männlicher Schüler zum Boxsport sowie zu anderen Kampfsportarten und verwandten Körperpraktiken. Daran anschließend verfolge ich, wie die Orientierung am Boxen über den Sportkontext hinaus an Bedeutung gewinnt und in Alltagspraktiken übersetzt wird. Und schließlich beschreibe ich die Bündelung von auf das Boxen verweisenden Elementen zu einem unter männlichen Hauptschülern weit verbreiteten Stil. Die Selbststilisierungen als Boxer und Kämpfer begreife ich als eine ästhetische Praxis, durch die Exklusionserfahrungen auf eine körperlich-sinnliche Weise verarbeitet werden.

SPORT: WETTKAMPF UND TRAINING

Boxen war bereits in der griechischen Antike ein anerkannter olympischer Sport, geriet danach als Sportart jedoch weitgehend in Vergessenheit. Die Ursprünge des modernen Boxsports liegen im englischen *Prizefighting* des 17. und 18. Jahrhunderts. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts etablierte sich dort das heute noch gültige Regelwerk, und die seitdem stärker reglementierte Wettkampfform verbreitete sich international, wobei die USA im 20. Jahrhundert zur führenden Boxnation aufstiegen (vgl. Boddy 2008). Auch aufgrund der medialen Verbreitung des Erfolges afro-amerikanischer Boxer zeichnete sich das Bild des Boxens als Sport der Unterdrückten und Diskriminierten ab, als Weg zu Ruhm und möglichen Ausweg aus der Armut des „Ghettos“. Dieses Bild trägt heute wesentlich zur Attraktivität des Boxens bei Berliner Hauptschülern bei. Neben Fußball war Kampfsport bei den von mir begleiteten männlichen Jugendlichen die populärste Sportart. Die Mehrzahl von ihnen beherrschte Karateschläge und die körperlichen Grundhaltungen des Boxers. Viele von ihnen hatten selbst Erfahrungen mit diversen Formen des Kampfttrainings und manche auch Ambitionen im Bereich des organisierten Wettkampfsports, von dem die folgende Szene einen Eindruck vermittelt:

Feldtagebuch: Sonnabendnachmittag, eine Turnhalle irgendwo in Berlin Spandau. An der Wand hängen eine südkoreanische und eine japanische Flagge. Ich gehe erst einmal zu der kleinen Zuschauertribüne, um mir einen Überblick zu verschaffen. Dort sitzen, stehen und schreien etwa 50 Personen, weshalb es in der Halle ziemlich laut ist. Mütter mit Babys auf dem Arm und Väter, die am liebsten mitkämpfen würden. „Na, Zähne noch drin“, wird ein Junge begrüßt, der gerade von einem Kampf zurückkehrt. Neben der Mehrzahl männlicher Kämpfer fallen mir auch einige junge Frauen auf, eine davon mit Kopftuch, das ganz gut zu ihrem weißen Kampfanzug passt. Ich bin bei einem Vergleichswettkampf zwischen zwei Kampfschulen gelandet. Im Moment steht Kickboxen auf dem Programm. Dabei kann sowohl mit den Fäusten als auch mit den Füßen zugeschlagen werden, wobei die Kämpfer ohne Gesichtsschutz antreten. Die Schiedsrichter entscheiden nicht nur nach Treffern, sondern bewerten auch den Kampfstil, vor allem Zielstrebigkeit und Härte. Das Publikum geht begeistert mit, besonders bei harten Fußtritten wird ekstatisch aufgeschrien: „Hau ihn um!“. Nach jedem Kampf gibt es eine Geste des gegenseitigen Respekts. Die Kämpfe und Kämpfer sind sehr unterschiedlich, einer tänzelt wie Muhammad Ali aufreizend cool mit herabhängender Deckung durch die Halle, ein anderer scheint eher vom Angriffsboxer Mike Tyson inspiriert zu sein. Nach einer Weile treffe ich Ali, seinen Vater und zwei Mitschüler, die ihn begleitet haben. Ali ist schwer enttäuscht, da er heute nicht kämpfen wird. Sein Gegner hat kurzfristig abgesagt – „aus Angst“ wie er meint – und es findet sich kein anderer, der gegen ihn kämpfen will.

Ali gehört, wie einige weitere Schüler, zu einer Gruppe arabischer Jugendlicher, die ihre Nachmittage häufig bei solchen Wettkämpfen oder dem dafür notwendigen Training verbringen. Er wuchs in einer palästinensischen Flüchtlingsfamilie auf, die über den Libanon in verschiedenen Etappen nach Berlin gekommen ist. Seinen Vater beschreibt er als „Kampfsportfanatiker“ und auch andere Familienmitglieder betreiben diverse Kampfsportarten. Mit sechs Jahren begann er zunächst mit Karate und probierte seitdem verschiedene Kampfformen aus; mittlerweile trainiert er dreimal in der Woche Kickboxen. Im Kickboxen präferiert er die Vollkontaktvariante, bei der – im Gegensatz zum Semi- und Leichtkontaktmodus – bei Erwachsenen bis zum Knockout eines der Kontrahenten gekämpft werden kann. „Ich mag es besonders hart. Ich mag es, an meine Grenzen zu gehen. Bei jedem Schlag lasse ich irgendeinen Stress raus. Schulstress, Familienstress – bah, bah...“. In der Schule galt Ali lange als der Schrecken der Lehrer, avancierte zuletzt jedoch zum respektierten Schulsprecher. Trotz seiner schulinternen Ausbildung als Mediator blieb Ali lange auch ein Straßenkämpfer und gerät noch immer in so manche Schlägerei.

Gleiches gilt für Khaled, dem seine „Kämpferkarriere“ auf den Straßen Neuköllns bereits eine beträchtliche Anzahl an Gerichtsverfahren einbrachte, unter anderem wegen schwerer Körperverletzung. Khaled kommt wie Ali aus einer palästinensischen Familie, hat wie dieser fünf Geschwister und sein Vater war früher Karatetrainer. Er wurde in Ramallah geboren und kam erst im Verlauf der Schulzeit nach Berlin, wo sein Leben von fehlenden Deutschkenntnissen, den Lebensbedingungen im Flüchtlingsheim und der Trennung der Eltern erschwert wurde. Khaled trainierte zwischendurch in der gleichen Boxschule wie Ali. Schon sein älterer Bruder Mohammad, den ich bei meiner ersten Forschung im Jahr 2008 kennengelernt hatte, war kampfsportfixiert und gewann mehrere prestigeträchtige Wettkämpfe (vgl. Wellgraf 2012: 61ff.). Auffallend an beiden Beispielen sind die Flüchtlingserfahrung sowie die starke familiäre Orientierung am Kampfsport. Dabei zeichnet sich eine besondere Verbreitung des Boxsports unter migrantischen Hauptschülern ab. Boxthemen sind zudem wichtige Gesprächsmotive unter den Jugendlichen und anstehende Kampfsportveranstaltungen gelten als besondere soziale Ereignisse, die sich häufig schon Tage vorher unter den Schülern herum-sprechen.

Dass Kampfsport als eine wichtige Form der Selbstverortung gilt, zeigte sich unter anderem daran, dass Mohamad einen Wettkampfkontext wählte, als ich ihm eine Kamera gab und ihn bat, für meine Forschung Bilder von seinem Alltag aufzunehmen (Abb. 1). Mohamad posiert mit ernstem Gesichtsausdruck in der typischen Grundkampfhaltung des Boxers mit zwei erhobenen Fäusten, die zugleich eine Verteidigungs- und eine Angriffshaltung ist. Die Pose des Boxers steht hier

noch in einem Sportkontext, wird aber bereits von am Wettkampf nicht direkt Beteiligten übernommen. Auch scheint es keine größere Rolle zu spielen, dass es sich in diesem Fall um einen Karate- statt um einen Boxwettkampf handelte. Die Boxergeste steht als Sinnbild für eine kämpferische Grundhaltung, die nicht auf eine konkrete Wettkampfsituation beschränkt ist. Mittlerweile hat Mohamad seine Sportkarriere übrigens beendet – er heiratete eine ehemalige Mitschülerin, wurde Vater und kümmert sich nun vor allem um Ausbildung und Familie.



Abb. 1

Die komplexen Wechselverhältnisse von Lebenslaufphasen und Kampfsportengagement, vor allem die ambivalente Rolle von familiären Bindungen, die einerseits die für ein erfolgreiches Training notwendige Stabilität bieten, andererseits aber auch Prioritäten neben dem Boxsport entstehen lassen, sind ein klassischer Topos in literarischen und filmischen Boxergeschichten, wie etwa John Hustons melancholischem Drama *Fat City*. Sie werden auch vom Sozialwissenschaftler Loïc Wacquant behandelt, der in seiner mittlerweile zum Klassiker avancierten ethnografischen Studie *Leben für den Ring* (Wacquant 2003) die Ergebnisse seiner dreijährigen teilnehmenden Beobachtung in einem Boxclub im Chicagoer Ghetto der späten 1980er-Jahre auswertet. Auch viele seiner Kampfgenossen waren ehemalige Straßenkämpfer, die im Boxsport Stresserfahrungen gerade dadurch verarbeiteten, indem sie diese an der Eingangstür zum Boxclub vorübergehend hinter sich ließen. Wacquant beschreibt detailliert die Mechanismen der Disziplinierung des Körpers durch die im Training eingeübten und beständig wiederholten körperlichen Bewegungsabläufe und interpretiert die *Boxing Gym* als das Zentrum des boxerischen Universums. Die Grundhaltung der Boxer umschreibt er als „eine Mischung aus

Solidarität mit der eigenen Gruppe und individualisiertem Misstrauen, Härte und physischem Mut, einem unerschütterlichen Sinn für die männliche Ehre und eine starke Betonung der persönlichen Leistung und des eigenen Lebensstils“ (ebd.: 44).

Indem Wacquant sich dem alltäglichen Trainingsbetrieb mit seinen beständigen, ermüdenden Wiederholungen, aber auch seinen kleinen Momenten der Belohnung widmet, entwickelt er eine entmystifizierende Perspektive auf den Boxsport jenseits des Rampenlichts der großen Kämpfe. Andere Interpreten arbeiten sich dagegen gerade an der schillernden Oberfläche des Boxens mit seinen zahlreichen Helden und Mythen ab. Kasia Boddy (2008) schreibt ihre umfassende Kulturgeschichte des Boxens vor allem entlang von künstlerischen Repräsentationen und verweist an vielen Stellen auf Verflechtungen mit den jeweils vorherrschenden Regimen von Klasse, Ethnizität, Geschlecht und Körper. Joyce Carol Oates (1987) und Kath Woodward (2007) betonen die Verbindung des Boxsports mit tradierten Vorstellungen von starker, heroischer Männlichkeit und stellen die Wechselwirkung von Fiktion und Realität anhand von Boxlegenden wie Mike Tyson und Muhammad Ali sowie einflussreichen Kino-Blockbustern wie der „Rocky“-Reihe heraus. Boxen weist auch hier über den eigentlichen sportlichen Wettkampf hinaus und steht als Schlüsselsymbol für den Kampf um Selbstbehauptung in nichtprivilegierten Lebenslagen.

Alltagspraktiken und Imaginationen sind im Boxsport eng miteinander verbunden und mit anderen Wissensformen verflochten, weshalb Handlungs- und Repräsentationsebenen auch nicht strikt analytisch voneinander getrennt, sondern praxeologisch integriert werden sollten (vgl. Schindler 2011). Auf diese Weise lassen sich die eben vorgestellten ethnografischen und kulturwissenschaftlichen Forschungsperspektiven miteinander verbinden. So ist einerseits die von Wacquant detailliert beschriebene Boxing-Gym mit Postern berühmter Boxer geschmückt, wodurch eine imaginative Verbindung vom alltäglichen Training zum Glamour des Boxerruhms hergestellt wird. Andererseits würden die Boxmythen an Glaubwürdigkeit und Resonanz verlieren, sobald sie sich nicht mehr auf eine gelebte Praxis beziehen. Darüber hinaus erschließen sich auch in meinem Untersuchungsfeld Verbindungen zwischen kulturellen Repräsentationen und Alltagspraktiken. So kursieren bspw. unter den Hauptschülern immer wieder Gerüchte und Erzählungen von eigenen und fremden Kämpfen im „Fight Club“ von Neukölln, ein dem gleichnamigen berühmten Film von David Fincher nachempfundenes illegales Kampfspektakel der Neuköllner Unterwelt, bei dem mit hohen Wetteinsätzen ohne die im organisierten Boxsport üblichen Schutzmaßnahmen gekämpft wird. Das moderne Boxen ist übrigens selbst aus solchen eher unreglementierten, wettorientierten Kampfformen, dem bereits erwähnten *Prizefighting*, hervorgegangen.

Boxen hat seitdem nie ganz die Verbindung zur Unterwelt verloren, was bis heute zum zwiespältigen Ruf, aber auch zur Faszination dieser Sportart beiträgt.

Neben einer historisch tradierten Affinität von Unterschichten und Migranten zum Boxsport zeichnete sich in Deutschland zuletzt auch schichtübergreifend eine steigende Attraktivität des Boxsports ab. In den 1990er-Jahren wurde ein massiver Box-Boom beobachtet, der wesentlich durch die mediale Stilisierung von erfolgreichen Berufsboxern wie Henry Maske und Graziani Rocchigiani als kulturelle Identifikationsfiguren für jeweils unterschiedliche Bevölkerungsgruppen befördert wurde. Mit dem Aufstieg der Fitnesskultur und des Selbstoptimierungsdenkens hat sich die sportliche Praxis des Boxens anschließend schichtübergreifend bis in elitäre Kreise hinein ausgeweitet. Dieser jüngere Aufstieg des Boxens wurde als Ausdruck eines neoliberalen Zeitgeistes gedeutet, als Verkörperung von zeitgenössischen gesellschaftlichen Leitprinzipien wie aggressivem Individualismus, Wettbewerbsdenken und kämpferischen Lebensweisen (Junghans 2003).

SPIEL: UNVERBINDLICHKEIT, OFFENHEIT, FLÜCHTIGKEIT

Der niederländische Kulturhistoriker Johan Huizinger deutete die Etablierung moderner professioneller Wettkampfsportarten wie das Boxen im späten 19. Jahrhundert als Verdrängung traditionaler kultureller Spielformen und zugleich als Kompensation für die damit ins Abseits gedrängten Erfahrungsmöglichkeiten (Huizinger 2004: 211ff.). Für die Postmoderne wurden dagegen neue Arten der Grenzauflösung zwischen Sport, Spiel und Alltag im Rahmen einer „postmodernen“ Populär- und kapitalistischen Konsumkultur diagnostiziert. Sportliche und körperbetonte Freizeitpraktiken beschränken sich demnach immer weniger auf den organisierten Vereinssport, sondern vermischen sich mit anderen kulturellen Elementen wie Kleidung, Sprache, Alltagsmythen, Körperbildern und Bewegungsweisen zu neuen Sinnes- oder Stilgemeinschaften (Alkemeyer u.a. 2003). Motive und Praktiken aus der Welt des Sports verbinden sich dabei mit Praktikenbündeln und Diskursfragmenten aus anderen Bereichen und tragen sowohl zur kulturellen Aufwertung von Fitness, physischer Stärke und Wettkampforientierung als auch zum vermehrt spielerischen, expressiven und performativen Charakter von Selbstverhältnissen bei (Gebauer u.a. 2004; Butler 2013). Diese spielerischen und darstellerischen Komponenten des Boxerstils zeigen sich besonders deutlich in den alltäglichen Scheingefechten, welche männliche Hauptschüler regelmäßig als Begrüßungsritual aufführen. Dabei werden Box- oder Karateschläge zwar angedeutet, diese aber meist kurz vor dem Körper des Gegenübers abgebrochen. Mitunter wird auch wirklich, allerdings mit verminderter Kraft, zugeschlagen. Das Wechselverhältnis von Sport und Spiel möchte ich an zwei komplementären Episoden

veranschaulichen – einer sportlichen Szene auf einem Volksfest einerseits und einer spielerischen Episode im Sportunterricht andererseits.

Auf den „Neuköllner Maientagen“, dem besonders bei Neuköllner Hauptschülern beliebten Parkfest im Volkspark Hasenheide, gehörte ein Box-Stand bei den von mir begleiteten jungen Männer zu den beliebtesten Attraktionen. Auf Boxelemente rekurrierende Freizeitangebote waren hier in einem sozialräumlich als Vergnügungsstätte markierten Raum integriert und erhielten dadurch einen offeneren, flüchtigeren und unverbindlicheren Charakter als im organisierten Wettkampfsport (vgl. Gebauer u.a. 2004). Auf diesem Maifest kehrte das Boxen also in gewisser Weise zu seinen spielerischen Ursprüngen auf dem „Rummel“ zurück.

Feldtagebuch: „Am Box-Stand kann man für einen Euro fünf Mal auf einen Punchingball einschlagen. Die Stärke des Schlages wird mit einer elektronischen Punktzahl bemessen. Am Rand der Neuköllner Maientage platziert, blinkt dieser unscheinbare Ort dennoch kraftvoll auf dem kulturellen und sozialen Radar einiger männlicher Festbesucher. Eine lose Gruppe von etwa zehn Jugendlichen, Schüler der Neuköllner Galilei-Schule und deren Freunde, steht etwa 20 Minuten lang um den Box-Sack herum. Es geht natürlich ums kraftvolle Zuschlagen, aber auch ums vergnügte Zuschauen und humorvolle Kommentieren. Viele „Walhalla“-Ausrufe, im Hintergrund Mädchengekreische von der Achterbahn. Gelegentliches Gerangel wer vor wem seine Boxkünste vorführen darf. Immer wieder findet jemand eine Ausrede, warum sein Schlag nicht noch härter war – bin weggerutscht, bin verletzt, nicht voll getroffen usw. – oder schwärmt stattdessen von früheren Rekordschlägen. Die Jungen unterhalten sich auch, welches der Boxgeräte dieser Art das Beste sei und fragen sich, wo und wie genau man zuschlagen muss, um endlich jene magischen 1000 Punkte zu erreichen, die noch niemand von ihnen geschafft hat. Plötzlich schlägt ein Junge so unkontrolliert zu, dass er einen neben dem Gerät stehenden Jugendlichen beim Ausschwingen im Magen trifft. Amüsiertes Gelächter und ein schmerzverzerrtes Gesicht. Zufällig habe ich die Szene mit meiner Kamera aufgenommen. Die Schüler lachen sich beim Anschauen des Videos kaputt und empfehlen den Clip auf Youtube hochzuladen. Wenig später zieht die Gruppe zur nächsten Attraktion weiter.“

Das Spiel ist bestimmt durch einen basalen Formalisierungsgrad, eine Wettkampfausrichtung und einen Ethos der Stärke. Sportliche Elemente fließen zum einen durch die Rahmung als „Boxer“-Stand und zum anderen durch die Diskussion sportfachmännischer Details, wie der optimalen Fuß- und Handstellungen beim Schlag, in das Geschehen ein, ohne diesem seine spielerische Eigenart zu nehmen. Den affektiven Charakter von spielerischen Boxszenen dieser Art könnte man mit Kathleen Stewart als „Ordinary Affect“ begreifen (Stewart 2007). Die Jugendlichen sind für eine gewisse Zeit affiziert vom Geschehen, sie sind abwechselnd körperlich angespannt und entspannt sowie visuell auf den jeweils Schlagenden und das Display der Punktanzeige fokussiert. Die Episode ist markiert durch eine

räumliche Ausrichtung auf das Spielgerät und die Körperlichkeit der abwechselnden Schlagfolgen. Als das Spiel allmählich eintönig zu werden droht, gewinnt es durch den Fehlschlag und den Videomitschnitt noch einmal überraschend an Intensität. Die Szene löst sich schließlich wieder im Gewimmel des Volksfestes auf, nachdem das Interesse der Jugendlichen erlahmt ist und sich deren Aufmerksamkeit auf Neues fokussiert.

Während auf dem Volksfest die Mischung von spielerischen mit sportlichen Betätigungen durch die Organisatoren erwünscht ist, wird ein durch Unernst und Disziplinlosigkeit gekennzeichnetes spielerisches Verhalten im Sportunterricht der Galilei-Schule vom Lehrpersonal als problematisch betrachtet:

Feldtagebuch: „Sportunterricht für die Jungen. Es steht Geräteturnen auf dem Programm, doch die aufgebauten Turngeräte sind eher Staffage. Die Schüler haben sich während der Stunde bereits eigenmächtig im Armdrücken und einer Art Ringkampf gemessen. Jetzt stehen sich gerade jeweils zwei Schüler in der Mitte gegenüber und deuten in einer Art Sparringkampf Karateschläge mit den dazugehörigen Angriffs- und Abwehrbewegungen an. Dazwischen machen zwei andere eine Art Verfolgungsjagd. Khaled scheint sich bei einem Schlag leicht verletzt zu haben. Der Sportlehrer, der von einer Chaossituation zur nächsten läuft, ohne die Contenance zu verlieren, kommt zu ihm. In der Zwischenzeit rennt Kai zu mir und zeigt mir seine muskulösen Oberarme, danach rennt er zurück zum am Boden sitzenden Khaled und deutet einen Tritt von hinten aus vollem Lauf an. Ein weiterer Schüler fühlt sich davon inspiriert. Khaled springt wie von einem Wunder geheilt auf und nutzt den Arm des bei ihm stehenden Lehrers als Stütze für einen gesprungenen Karatetritt in Richtung von Kais Gesicht. Alles bleibt im Rahmen einer spielerischen Kampfsimulation, die den Beteiligten offensichtlich großen Spaß macht. Auch Yussuf und Nevin führen parallel dazu für ein paar Sekunden eine Art akrobatischen Showkampf auf, mit hohen Sprüngen und spektakulären Schlägen aus der Drehungen heraus. Nico ist der einzige der derweil am Barren Geräteturnen macht. Vorher hatten lediglich zwei Schüler versucht den schweren Barren anzuheben und wieder auf das Parkett fallen zu lassen, was schön laut geknallt hat. Als Nico vom Barren herunterhängt, kommt Zeinab angerannt und tritt ihm leicht in den Arsch. Später wird Nico noch die Matte unter dem Barren weggezogen. Allein hängt er schließlich mit dem Gesicht nach unten an den Stangen und blickt in das Chaos der Turnhalle.“

Für viele der hier erwähnten männlichen Hauptschüler ist die Sportstunde ein Highlight im Schulalltag, in der sie ihren Bewegungsdrang ausleben können. Doch bevorzugen sie offensichtlich spielerische Kampfsportübungen statt des eigentlich auf dem Lehrplan stehenden Geräteturnens. Der Sportlehrer zeigt dafür implizit Verständnis und lässt sie weitgehend gewähren. Zwischendurch wird auch tatsächlich für einige Minuten geturnt, es handelt sich also – so absurd dies auch klingt – um eine gemischte Turn- und Kampfspiel-Sportstunde. Bereits vor der

hier geschilderten Szene hatten die Jungen ihre physischen Kräfte auf verschiedene Weise gemessen, etwa in einem selbstorganisierten Wettbewerb im Arm-drücken und in einer spontanen Rangelei, die vom Sportlehrer angeleitet, zu einem kontrollierten Ringkampf wurde. Daneben ließen sich noch Kampf- und Körperbewegungen aus verschiedenen Sportarten beobachten, neben Boxen auch Taekwondo und Karate. In der Regel simulierten die Schüler die Schläge lediglich. In den immer wieder neu gesuchten Sparringsituationen ging es vor allem um Geschicklichkeit und Beweglichkeit, darum den sich verteidigenden Gegner treffen zu können, Schlägen geschickt auszuweichen oder mit einer spektakulären Kampfbewegung zu beeindrucken.

ALLTAG:

DIFFUSION VON BOXGESTEN UND KAMPFNARRATIVEN

Die Bedeutung des Boxens für männliche Hauptschüler erschließt sich nicht, wenn man es lediglich auf einen Sport- und Spielkontext reduziert. Da Boxermotive und Boxergesten häufig mit anderen Stilelementen, Körperpraktiken und Narrativen verknüpft sind, lassen sie sich auch außerhalb der Arenen von Kampfsport oder wettkampffählicher Spiele beobachten. Anhand von Beobachtungen zu am Bodybuilding orientierten Selbstpräsentationen, der Diffusion von Boxergesten in Alltagsgesten und semantischen Verweisen auf das „Sichdurchboxen“, lässt sich die alltagskulturelle Bedeutung des Boxens nachvollziehen.

Das sportliche und spielerische Kräfteressen verlangt unterschiedliche Maße an Körperkontrolle und physische Stärke und steht deshalb auch im Kontext von gezielten Praktiken des Muskelaufbaus (vgl. Kläber 2013). Kais enorm muskulöse Oberarme (Abb. 2), die er immer wieder stolz herumzeigt, zeugen von seinen regelmäßigen Besuchen im Fitnessstudio. Während Kai zu den eifrigsten Kämpfern der Klasse zählt und mit seiner physischen Stärke prahlt, finden sich Bezüge zum Boxen auch bei jenen Schülern, die als weniger sportaffin gelten. Roberto und Ahmed (Abb. 3) werden von sportlicheren Jungen manchmal wegen ihres leichten Übergewichts gehänselt und wirken neben ihren häufig aggressiv auftretenden Klassenkameraden eher gemütlich und sanftmütig. Doch wenn sie wie hier für ein Fotoportrait posieren, ballen auch sie die Fäuste, denn Boxergesten sind ein quasi selbstverständlicher Bestandteil des Repertoires an Alltagsgesten männlicher Hauptschüler. Der im Hintergrund zu sehende Schüler trägt übrigens eine Handgelenksbandage, da er sich zuvor beim außerschulischen Boxtraining eine Verletzung zugezogen hatte.

*Abb. 2**Abb. 3*

Das Motiv des Boxers beschränkt sich nicht auf ein Set an isolierten Körperposen, seine über den Sport hinausgehende kulturelle Bedeutung erhält Boxen dadurch, dass es als Metapher für das Leben dient, wobei das Leben im Kontext von Exklusion und Prekarität wiederum als ständiger Kampf begriffen wird. Aus diesem Grund tauchen Verweise zum Boxen auch in Narrativen von Hauptschülern immer wieder auf:

Niklas: „Manchmal war es nicht einfach in der Schule gewesen, da musste man sich auch so ein bisschen durchboxen. Wenn man da ganz alleine beleidigt wird, dass man sich da halt durchboxt und nicht unterbuttern lässt. Da muss man sich wehren. Zum Glück bin ich nicht so klein wie andere, da haben sie manchmal doch schon ein bisschen Respekt.“

Niklas, ein Lichtenberger Hauptschüler, verweist in dieser Interviewpassage auf Konflikte mit seinen Mitschülern. Nachdem bei ihm am Anfang der Schulzeit das Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom (ADS) mit folgender Hyperaktivität festgestellt und medikamentös behandelt wurde, attackierten ihn seine Mitschüler mit diffamierenden Bemerkungen wie „Psycho“ oder „schluck mal deine Tabletten“. Die Notwendigkeit sich „durchzuboxen“ resultiert aus einer doppelten Problemlage, seiner sozialen Isolation in der Schule und der sozialmoralischen Abwertung als Hauptschüler. Um sich in dieser prekären Situation zu behaupten, vertraut er seinem Durchhaltewillen und seiner physischen Stärke. Auch nach Verlassen der Schule wird sich die Wahrnehmung seiner Situation aufgrund von Misserfolgen bei der Suche nach einem Arbeitsplatz nicht dauerhaft verbessern, weshalb er mir gegenüber sein Leben einmal als einen „ständigen Kampf“ beschreibt und auf der Startseite seines damaligen Online-Profiles bei jappy.de folgende Lebenseinstellung kundtut: „Wenn das Leben noch so hart ist, muss man um so härter kämpfen, nur so kann man was im Leben erreichen !!!“ Moritz Ege hat in einem ähnlichen Kontext, am Beispiel von gemeinhin als „Unterschicht“ kategorisierten und ihrerseits stilistisch am „Prolligen“ orientierten Berliner Jugendlichen auf die Persistenz agonistischer Weltbilder und Wirklichkeitsdefinitionen und auf deren vielfältige Ausdrucksformen in der populären Kultur der Gegenwart hingewiesen. Eines seiner Beispiele sind Tattoo-Motive mit der Aufschrift „Live to Fight – Fight to Live“ (Ege 2013a).

Von Lehrern und Sozialarbeitern wird das Boxermotiv ebenfalls häufig aufgegriffen, sie ermahnen die Jugendlichen bspw. immer wieder, sie müssten sich im späteren Leben „durchschlagen“ oder „durchboxen“ und selbst im von der Bundesagentur für Arbeit herausgegebenen Ausbildungsmagazin *Planet Beruf* heißt es an die Adresse der Schüler: „Jeder kann sich durchboxen.“ Was in diesen scheinbar beiläufigen Bemerkungen und Redewendungen zum Ausdruck kommt, ist eine soziale Situation, in denen einfache und gerade Karrierewege den Schülern weitgehend verweigert werden und in denen soziale Achtung nicht geschenkt, sondern erkämpft werden muss. „Sich durchboxen“ bedeutet auch, „sich nichts gefallen lassen“ und somit letztlich den Versuch, sich in einer feindlich gesinnten Umgebung zu behaupten.

STIL: ABGESTIMMTHEIT UND ÄSTHETISIERUNG

Nachdem bisher die Attraktivität von Kampfsport für männliche Hauptschüler und die Verbreitung von Boxergesten und -semantiken über den Sport hinaus beschrieben wurden, gilt es nun die Bündelung dieser Elemente zu einem alltagskulturellen Stil nachzuvollziehen. Boxen ist aus diesem Blickwinkel tatsächlich mehr als nur ein Sport. Im Sinne eines vom Habitus geprägten „praktischen Sinns“ (Bourdieu 1982; Bourdieu/Wacquant 1996) ist der Boxerstil nicht nur an Körperpraktiken gebunden, sondern korrespondiert mit homologen Denkstilen und Weltansichten. Unterschiede in den Lebensformen basieren für Bourdieu auf der Inkorporation ungleicher Lebensbedingungen in entsprechende Habitusformen, die wiederum die Grundlage für verschiedene Lebensstile bilden. Den im jeweiligen Habitus gründenden Geschmack, verstanden als eine alltägliche Form des Einordnens, Wertens und Beurteilens, bezeichnet Bourdieu als die „Erzeugungsformel“, die einem bestimmten Lebensstil zugrunde liegt (vgl. Bourdieu 1982: 283). Im Sportkontext entstandene und antrainierte Boxergesten werden vermittelt über milieuspezifische Exklusionserfahrungen zur alltäglichen Ausdrucksform von am Motiv des Kampfes orientierten Selbst- und Weltverhältnissen. Gerade wenn einem Erfolg nicht geschenkt, sondern nur gegen schwere Widerstände errungen werden kann, wenn Wege versperrt und Türen verschlossen sind, wenn man mit Missachtung oder Verachtung konfrontiert wird, dann kann der Kampf oder das Kämpfen zum stilbildenden Leitmotiv für das eigene Leben werden. Dies geht einher mit einer Verselbstständigung von Boxer- und Kämpfergesten, bei der spielerisch angedeutete Boxerschläge zu einer alltäglichen Form der Begrüßung oder zu regelmäßigen Begleiterscheinungen von anderen verbalen und nonverbalen Kommunikationsakten werden.

Bleibt das Kämpfen im übertragenen Sinn über einen längeren Zeitraum ohne Erfolg oder werden die Kampfbedingungen im Bildungs- und Arbeitsmarkt als grundlegend unfair empfunden, kann dies mit der Herausbildung oder der Verfestigung fatalistischer Weltansichten einhergehen. Nach dem *Grid-Group*-Schema der Anthropologin Mary Douglas (Douglas 1996; Thompson/Ellis/Wildavsky 1990) sind „Fatalisten“ einerseits von der Einbindung in Gruppen weitgehend ausgeschlossen, ihr Handeln wird aber andererseits stark durch Normen, Regeln und Vorschriften bestimmt. Sie sind demnach von gesellschaftlichen Gruppenzusammenhängen ausgegrenzt und haben dennoch wenig individuellen Handlungs- und Gestaltungsspielraum – hier könnte man idealtypisch an Gefangene denken. Mit dieser Lebenssituation korrespondiert wiederum eine Weltansicht, nach der die Natur als schicksalhaft und unkontrollierbar und das Leben als ständiger Kampf oder als unbarmherzige Lotterie wahrgenommen werden. Jene Hauptschüler, die zu einer fatalistischen Grundorientierung neigen, konzentrieren sich folgerichtig

häufig darauf, sich gegen eine feindlich wahrgenommene Umwelt „durchzuboxen“, um auf diese Weise „irgendwie über die Runden“ zu kommen. Boxpraktiken und Boxsementiken können somit als Formen der kulturellen Verarbeitung von Exklusion verstanden werden. Exklusion bedeutet dabei keinen absoluten Ausschluss aus der Gesellschaft, sondern bezeichnet eine spezifische Form innergesellschaftlicher Ungleichheit, eine Gleichzeitigkeit von „drinnen und „draußen“, wie sie beispielhaft im dreigliedrigen deutschen Schulsystem zu beobachten ist (vgl. Kronauer 2002).

Fügt man die verschiedenen Motive und Körperpraktiken, die ich mit dem Boxen assoziiert habe, zusammen, können sie als Bestandteile eines jugendkulturellen Stils verstanden werden – dem Boxerstil. Im Stil, einem System von Zeichen, Symbolen und Verweisungen für soziale Orientierung, einer Form von nach außen gewendetem Selbstbild, manifestiert sich die Zugehörigkeit eines Menschen zu einer Gruppe oder einer Lebensform (vgl. Soeffner 1986, 2001; Gebauer u.a. 2004; Lindner 1986; Maase 2011; Ege 2013b). Stile haben die doppelte Funktion der Distinktion und der Markierung von Zugehörigkeit. Um dies zu ermöglichen, müssen sie sich auf Interaktionen beziehen und sichtbar inszeniert werden. Stilisierung beschreibt die Bündelung von Stilelementen, um eine abgestimmte Selbstpräsentation zu erreichen, wobei ästhetische Komponenten von herausgehobener Bedeutung sind. Die ästhetische Dimension deutet auf die über pragmatische Notwendigkeitserwägungen hinausgehenden, eher auf Genuss oder ein angenehmes Körpergefühl gerichteten Facetten solcher Praktiken. Dies geht häufig einher mit Übertreibungen und Überhöhungen und wird in der Regel verbunden mit spezifischen Mode- und Konsumpraktiken, wobei im jugendkulturellen Bereich die Frisurengestaltung und die Bekleidung eine besondere Signalwirkung haben.

Ästhetisierung und Konsumorientierung greifen ineinander, denn zum einen nutzen Jugendliche vorhandene Angebote der Konsumindustrie und deuten diese im Rahmen ihrer jeweiligen materiellen und symbolischen Möglichkeiten aktiv um; zum anderen werden jugendkulturelle Stile vermarktet, indem gezielte Konsumangebote für diese geschaffen werden. In Bezug auf den Boxerstil reicht diese Konsumschleife von Boxerschuh, über Boxershorts bis hin zum Boxerschnitt. Boxerschuhe sind Turnschuhe, die über das Fußgelenk hinausreichen. Ursprünglich konzipiert, um die Gefahr von Fußgelenksverletzungen während des Boxwettkampfs zu vermindern, werden Boxerstiefel im Zuge der Verbreitung von Sportschuhen mittlerweile auch außerhalb des Boxrings getragen. Boxerschuhe stehen dabei symbolisch nicht nur für Sportlichkeit, sondern aufgrund ihrer stilistischen Eigenheiten auch für Standhaftigkeit und somit im übertragenen Sinne für eine feste Haltung und Geradlinigkeit. Boxershorts sind längere und locker am Körper sitzende Unterhosen, die den Boxern eine größere Beinbeweglichkeit ermöglichen

sollten. Inzwischen werden sie in diversen Varianten als gewöhnliche Unterhose getragen. Im Kontrast zum knappen, eng anliegenden Slip stehen sie symbolisch für das Prinzip der „dicken“ und weiten Hose mitsamt seinen Konnotationen von proletarischer Männlichkeit (vgl. Ege 2010). Der Boxerschnitt bezeichnet einen zur Zeit meiner Forschung bei männlichen Berliner Hauptschülern weit verbreiteten Frisurentyp, der gekennzeichnet ist durch rasierte Schläfen und Hinterkopf, markante Übergänge und kurzes Haupthaar. Diese als besonders männlich geltende Kurzhaarfrisur wurde etwa vom bekannten Berliner Rapper *Bushido* getragen, dessen aus dem Japanischen entlehnter Künstlername übrigens – passend zum Boxerstil – „Weg des Kriegers“ bedeutet. Die von mir begleiteten Jugendlichen kopierten nicht nur den Boxerstil, sondern variierten und adaptierten ihn auf verschiedene Weisen, etwa indem sie Verzierungen hinzufügten oder ihn mit anderen Stilen kombinierten – bis hin zur in Berlin zeitweilig bei Hauptschülern und Hipstern verbreiteten „Undercut“-Frisur.

Kulturwissenschaftliche Stilanalysen betrachten einzelne Stilelemente wie Schuhmoden, Unterhosenstile und Frisurengestaltung nicht als zufällige Alltagsphänomene; sie fügen sie zu einem bedeutungsvollen Ganzen zusammen und erkennen dabei kulturelle Muster. Der Volkskundler Rolf Lindner (1986) hat die Faszination und das analytische Potenzial dieses Ansatzes betont, durch den nachvollzogen werden kann, wie Handlungsmuster, kulturelle Orientierungen und soziale Erfahrungen vermittelt über alltagsästhetische Praktiken zu kulturellen Formen gerinnen. Er hat aber auch vor der damit einhergehenden Gefahr der Überinterpretation gewarnt, bei dem Puzzlestücke als Beweise gesucht und anschließend zu einem scheinbar perfekt passenden Ganzen zusammengesetzt werden. In eine ähnliche Richtung zielen die Überlegungen von Kaspar Maase (2011), der davor warnt, Stile lediglich als „Ausdruck von...“ und somit analog zu Kunstwerken oder Texten zu deuten, da damit die Vorstellung einer schließbaren Gestalt einhergehe und somit situative und mehrdeutige Praktiken stillgelegt und essentialisiert würden. Daran anschließend hat Moritz Ege, mit Blick auf sich als aggressiv inszenierende junge Männer in Berlin, auf die komplementären Logiken der Eskalation und Deeskalation von Stil verwiesen (Ege 2013b: 340ff.). Die Eskalation liegt im expressiven Zurschaustellen von Härte in Situationen der Konfrontation oder Provokation, die Deeskalation besteht im gleichzeitig stets mit-schwingenden Verweis auf die Genre-Konventionen derartiger Inszenierungen, also der spielerischen Komponente und populärkulturellen Rahmung von solchen Darbietungen aggressiver Männlichkeit. Die Ambivalenzen und Mehrdeutigkeiten von jugendlichen Selbststilierungen als Boxer und Kämpfer entstehen vor allem durch dieses irritierende Schwanken zwischen bedrohlicher Ernsthaftigkeit und lustvollem Spiel.

Diese Warnungen berücksichtigend gilt es sowohl kulturelle Muster und historische Tradierungen als auch die Prozesshaftigkeit und Brüchigkeit von Stilpraktiken aufzuzeigen. Der Boxerstil hat eine gewisse Kohärenz und Logik, denn er bündelt Elemente, die im Kontext der Berliner Hauptschule stark verbreitet sind: die Affinität zum Boxsport und anderen Wettkampfsportarten, am Ideal starker Männlichkeit orientierte Körperpraktiken, aggressives und agonistisches Verhalten, die Wahrnehmung der Welt und des Lebens als (meist ungerechter und aussichtsloser) Kampf sowie an Sportlichkeit, Standhaftigkeit und Männlichkeit ausgerichtete alltagsästhetische Praktiken und Formen des Konsums. Trotz der Betonung kultureller Elemente sollte der Boxerstil jedoch nicht als eine zeitgenössische Version der These einer „Kultur der Armut“ (vgl. Lewis 2002; dazu kritisch Lindner 1999; Knecht 1999) missverstanden werden, der zufolge kulturelle Orientierungen als primäre Ursache für Tendenzen der Selbstausschließung betrachtet werden. Die wissenschaftliche Rekonstruktion des Boxerstils bietet umgekehrt vielmehr aufschlussreiche Perspektiven auf schichtspezifische Formen der Verarbeitung von Exklusionserfahrungen. Mit der offensichtlichen Betonung ausgesuchter männlich konnotierter Verhaltensweisen und den damit einhergehenden Verkürzungen und Ausblendungen, geraten allerdings andere, weniger konfrontative alltagsästhetische Antworten auf ähnliche Problemlagen aus dem Blick. Zudem bilden auch die hier beschriebenen hypermaskulinen männlichen Kämpfer keine einheitliche und widerspruchslöse Partialkultur. Neben Aggression und körperlicher Einschüchterung lassen sich bei den gleichen Jugendlichen in anderen Situationen ebenso Ausdrucksweisen der Empathie und Zuneigung beobachten; sie laufen dann etwa händchenhaltend mit ihren männlichen Freunden herum oder posieren für Fotografien lächelnd mit den Babys ihrer Geschwister auf dem Arm. Und schließlich verändern sich die jugendlichen Kämpfer, was ich am Beispiel von Mohamad angedeutet habe, der sich im Verlauf des Erwachsenwerdens stärker am Idealbild des Familienvaters statt des Kämpfers orientierte.

AUSBLICK: ZUR POLITIK DES BOXERSTILS

Die Bezeichnung „Boxerstil“ bezieht sich zunächst auf einen Sportkontext. Sie dient mir darüber hinaus als Bezeichnung für ästhetische Selbststilisierungen, die von tradierten Vorstellungen männlicher Härte, agonistischem Verhalten und dem Motiv des Kämpfens als zentralem Referenzpunkt von Lebenseinstellungen und Weltansichten geprägt sind. Nachdem auf der Grundlage von am Boxen orientierten Sport-, Spiel-, Alltags- und Stilpraktiken die Konturen des Boxerstils skizziert wurden, soll zum Abschluss noch die politische Dimension dieser Alltagspraxis angedeutet werden. Auch hier ergibt sich ein widersprüchliches und ambivalentes

Bild: Der Boxerstil kann zugleich als eine Geste der Rebellion wie als eine Form der Anpassung gelesen werden (Wellgraf 2015). Das Bild des Kämpfers ist auf der einen Seite ein eindrucksvoller Ausdruck der Wut über die herrschenden Verhältnisse sowie dafür, dass sich die Schüler nichts gefallen lassen werden, ohne sich – wenn nötig mit Gewalt – zu wehren. Andererseits liest sich das mit dem Boxerstil verbundene Subjektivierungsprogramm der Selbstdisziplinierung, der körperlichen Selbstoptimierung, der ästhetisierenden Selbstpräsentation, der ständigen Wettkampforientierung und der individualistischen Zuschreibung von Erfolg und Misserfolg wie das Programm eines neoliberalen Idealtypus. Zu dieser Lesart passend wird Boxen auch als eine Integration der Arbeiterschichten in die Gesellschaft beschrieben (vgl. Gems 2004), in der klassische proletarische Kulturmuster wie die Körperorientierung zum Einsatz kommen, ohne die Prinzipien gesellschaftlicher Hierarchisierung selbst in Frage zu stellen. In den Boxerstil sind darüber hinaus komplexe Geschichten von sozialer Diskriminierung, rassistischer Unterdrückung, männlicher Herrschaft und körperlicher Dominanz eingeschrieben. Alltagsästhetische Boxerposen sind folglich auf vielschichtige Weise mit den Machtstrukturen von Klasse, „Rasse“, Geschlecht und Körper verknüpft. Beides – die Widerständigkeit gegen als ungerecht wahrgenommene Verhältnisse wie die Reproduktion vorherrschender Ungleichheitsstrukturen und Ordnungsvorstellungen – gilt es im Blick zu behalten, um nicht bei einem vorschnellen, verkürzten Bild des Boxerstils stehen zu bleiben.

LITERATUR

- Alkemeyer, Thomas/Borschert, Bernhard/Schmidt, Robert/Gebauer, Gunter (Hg.) (2003): Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Boddy, Kasia (2008): Boxing: A Cultural History. London: Reaktion.
- Butler, Mark (2013): Das Spiel mit sich (Kink, Drugs & Hip-Hop). Populäre Techniken des Selbst zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Berlin: Kadmos.
- Douglas, Mary (1996): Natural Symbols: Explorations in Cosmology. London/New York: Routledge. [Orig. 1970].
- Ege, Moritz (2010): Carrot-cut Jeans: An Ethnographic Account of Assertiveness, Embarrassment and Ambiguity in the Figuration of Working-class Male Youth Identities. In: Miller, Daniel/Woodward, Sophie (Hg.): Global Denim. London: Berg, S. 159-180.

- Ege, Moritz (2013a): „Fight to Live/Live to Fight“. Zur Bedeutung agonistischer Motive und Imaginationen in der Populärkultur. In: Bareither, Christoph/Maase, Kaspar/Nast, Mirjam (Hg.): Unterhaltung und Vergnügen. Beiträge der Europäischen Ethnologie zur Populärkulturforschung. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 148-166.
- Ege, Moritz (2013b): „Ein Proll mit Klasse“. Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin. Frankfurt am Main: Campus.
- Gebauer, Gunter/Alkemeyer, Thomas/Flick, Uwe/Borschert, Bernhard/Schmidt, Robert (2004): Treue zum Stil. Die aufgeführte Gesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Gems, Gerald (2004): The Politics of Boxing: Resistance, Religion, and Working Class Assimilation. In: International Sports Journal, Jg. 8, Heft 1, S. 89-103.
- Hall, Stuart/Jefferson, Tony (Hg.) (2006): Resistance through Rituals: Youth Subcultures in Post-War Britain. London/New York: Routledge.
- Huizinga, Johan (2004): Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. [Orig. 1938].
- Junghans, Wolf-Dietrich (2003): Die Wahrheit des Boxens und ihre Inszenierung im „deutschen Boxboom“ der neunziger Jahre. In: Alkemeyer, Thomas/Borschert, Bernhard/Schmidt, Robert/Gebauer, Gunter (Hg.): Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur. Konstanz: UVK, S. 253-279.
- Kläber, Mischa (2013): Moderner Muskelkult. Zur Sozialgeschichte des Bodybuildings. Bielefeld: transcript.
- Knecht, Michi (1999): Von der „Kultur der Armut zu einer „Ethnologie der Ausgrenzung“. In: Knecht, Michi (Hg.): Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 326-333.
- Kronauer, Martin (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt am Main: Campus.
- Lewis, Oscar (2002): The Culture of Poverty. In: Gmelch, George/Zenner, Walter (Hg.): Urban Life: Readings in the Anthropology of the City. 4. Auflage. Prospect Heights: Waveland Press, S. 269-278.
- Lindner, Rolf (1999): Was ist „Kultur der Armut“? Anmerkungen zu Oskar Lewis. In: Herkommer, Sebastian (Hg.): Soziale Ausgrenzungen. Hamburg: VSA, S. 170-178.
- Lindner, Rolf (1986): Apropos Stil. Einige Anmerkungen zu einem Trend und seinen Folgen. In: Cohen, Phil u.a.: Verborgene im Licht. Neues zur Jugendfrage. Frankfurt am Main: Syndikat, S. 206-218.
- Maase, Kaspar (2011): „Stil“ und „Manier“ in der Alltagskultur – Volkskundliche Annäherungen. In: Maase, Kaspar: Das Recht der Gewöhnlichkeit. Über populäre Kultur. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, S. 91-118.
- Oates, Joyce C. (1987): On Boxing. New York: Harper.
- Schindler, Larissa (2011): Kampffertigkeit. Eine Soziologie praktischen Wissens. Stuttgart: Lucius & Lucius.

- Soeffner, Hans Georg (1986): Stil und Stilisierung. Punk oder die Überhöhung des Alltags. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, Ludwig (Hg.): Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 317-341.
- Soeffner, Hans-Georg (2001): Stile des Lebens. Ästhetische Gegenentwürfe zur Alltagspragmatik. In: Huber, Jörg (Hg.): Kultur-Analysen. Interventionen. Zürich: Voldemeer, S. 79-113.
- Stewart, Kathleen (2007): Ordinary Affects. Durham: Duke University Press.
- Thompson, Michael/Ellis, Richard/Wildavsky, Aaron (1990): Cultural Theory. Boulder: Westview.
- Wacquant, Loïc (2003): Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto. Konstanz: UVK.
- Wellgraf, Stefan (2012): Hauptschüler. Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung. Bielefeld: transcript.
- Wellgraf, Stefan (2015): Der Boxerstil. Zu Ungleichheitsdimensionen alltagsästhetischer Praktiken. In: Bereswil, Mechthild/Degenring, Folkert/Stange, Sabine (Hg.): Intersektionalität und Forschungspraxis. Wechselseitige Herausforderungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 154-171.
- Woodward, Kath (2007): Boxing, Masculinity and Identity: The 'I' of the Tiger. Oxford: Routledge.